

GAYLE FORMAN
Lovesong

Buch

Ruhm, Groupies, Charterfolge – Adam hat alles erreicht. Doch es interessiert ihn nicht mehr. Er ist ausgebrannt und hält sich nur noch mit Tabletten aufrecht, erst recht, seit ausgerechnet das Album *Collateral Damage*, in dem er seine Trauer, seine Wut und seinen Schmerz über die Trennung von seiner großen Liebe Mia verarbeitet hat, zu einem riesigen Erfolg wurde. Als er eines Abends einsam durch New York streift, sieht er ein Plakat an der Carnegie Hall. Mia – seine Mia! – gibt an diesem Abend ein Cellokonzert. Adam muss sie einfach sehen. Nach dem Konzert trifft er sie in ihrer Garderobe. Gemeinsam schlendern die beiden durch die New Yorker Nacht und reden endlich über all das, was schiefgelaufen ist. Und ausgerechnet auf der Brooklyn Bridge sollten sich ihre Wege wieder – für immer? – trennen?

Autorin

Gayle Forman arbeitete als Journalistin, unter anderem für *Cosmopolitan*, *Seventeen*, *The Nation* und *Elle*. Ihr erstes Buch schrieb sie über ihre einjährige Weltreise mit ihrem Mann Nick, dem inzwischen weitere preisgekrönte Bücher gefolgt sind. *Wenn ich bleibe* wurde in den USA zum Überraschungserfolg der *New York Times*-Bestsellerliste. Gayle Forman lebt mit ihrer Familie in New York.

Von Gayle Forman bei Blanvalet lieferbar:

Wenn ich bleibe (37727)

Gayle Forman

Lovesong

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Bettina Spangler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Where she Went« bei Dutton Books, a member of the Penguin Group
(USA), Inc., New York, NY



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Gayle Forman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Übersetzung des Eingangszitates von Edna St. Vincent
Millay, *Love is not all*, by Urs Engler Editor, 2008
Umschlaggestaltung: © bürosüd°, München
Umschlagmotive: Getty Images / Tom Merton; Corbis / Johannes Kroemer

Redaktion: Rainer Schöttle

LH · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37942-2

www.blanvalet.de

Für meine Eltern

Dafür, dass sie mir stets Mut machen

Es könnte sein, dass ich in schweren Stunden,
um Schmerzen loszuwerden, leicht zu leben,
oder von Not zernagt und überwunden
bereit wär, deine Liebe dranzugeben,
und diese Nacht um Brot zu Markte brächte.
Es könnte sein. Aber ich glaube es nicht.

Edna St. Vincent Millay

Jeden Morgen wache ich auf und sage mir: *Nur ein weiterer Tag, nichts als ein Zeitraum von vierundzwanzig Stunden, den ich bewältigen muss.* Ich weiß nicht mehr, wann genau ich damit angefangen habe, mir jeden Tag aufs Neue dieses Mantra aufzusagen – geschweige denn, warum ich es tue. Es klingt wie einer der zwölf Schritte der Anonymen Alkoholiker; dabei bin ich nicht einmal Mitglied bei irgendwelchen Anonymen überhaupt, obwohl man das erwarten könnte, wenn man so liest, was die für einen Mist über mich schreiben. Ich führe ein Leben, für das eine Menge Leute eine Niere opfern und verkaufen würden, nur um für kurze Zeit die Rollen mit mir zu tauschen. Aber immer noch muss ich mir ständig ins Gedächtnis rufen, dass ein Tag etwas ist, das vorübergeht, muss mir selbst klarmachen, dass ich den Tag gestern überlebt habe und dass ich deshalb auch den heutigen Tag packen werde.

Heute Morgen, nachdem ich mir selbst den täglichen Tritt in den Hintern verpasst habe, werfe ich einen Blick auf die minimalistische Digitalanzeige des Weckers, der auf dem Nachtschränken meines Hotelzimmers steht. Elf Uhr siebenundvierzig steht da – auf jeden Fall noch zu früh für mich. Blöd nur, dass von der Rezeption schon zwei Weckrufe gekommen sind, gefolgt von einem höflichen, aber bestimmten Anruf von unserem Manager Aldous. Heute mag ja ein Tag sein wie jeder andere, aber er ist vollgepackt mit Terminen.

Ich sollte längst im Studio sein, um die letzten Gitarren-

riffs für eine exklusive Download-Version der ersten Single aufzunehmen, die aus unserem eben erschienenen Album ausgekoppelt werden soll. Wieder so ein blöder Marketinggag. Derselbe Song, nur mit zusätzlichen Gitarrenakkorden und ein paar Stimmeffekten, soll den Leuten ein paar Kröten extra aus der Tasche ziehen. »Heutzutage muss man den letzten Dollar aus allem herausholen«, erinnern uns die Anzugträger vom Label immer wieder.

Nach den Aufnahmen bin ich dann noch zum Mittagessen auf ein Interview mit einer Reporterin von *Shuffle* verabredet. Und diese beiden Termine sind absolut bezeichnend für mein neues Leben: Ich mache Musik, und das mit Leidenschaft, und ich rede darüber, wie ich Musik mache, was ich nicht so gern tue. Doch leider geht das eine nicht ohne das andere. Als Aldous zum zweiten Mal anruft, schleudere ich endlich die Bettdecke zur Seite und schnappe mir das Pillenfläschchen auf dem Nachttisch. Irgendein Mittelchen gegen die Angst, soll ich nehmen, wenn ich wieder mal nervös werde.

Und inzwischen ist es schon fast Normalität, dass ich nervös bin. Ich hab mich jedenfalls daran gewöhnt. Aber seit wir unsere Tour mit drei Vorstellungen im Madison Square Garden gestartet haben, fühle ich mich irgendwie anders. So, als würde ich in irgendwas Gewaltiges, äußerst Schmerzhaftes hineingezogen werden. So was Strudeliges.

Gibt es das Wort überhaupt?, frage ich mich.

Du sprichst doch nur mit dir selbst, also wen juckt's?, kontere ich und werfe mir ein paar von den Pillen ein. Ich ziehe meine Boxershorts an und schaue vor die Tür meines Hotelzimmers, wo schon eine Kanne Kaffee auf mich wartet. Irgend-

ein Hotelangestellter hat sie dort abgestellt, und er hat ohne Zweifel Anweisungen erhalten, mich keinesfalls zu stören.

Ich leere meine Kaffeetasse, ziehe mich an und nehme den Lastenaufzug nach unten, wo ich durch einen Seiteneingang das Gebäude verlasse – der Guest Relations Manager hat freundlicherweise dafür gesorgt, dass ich einen speziellen Schlüssel erhalte, damit ich nicht an den ganzen Szeneleuten in der Lobby vorbeimuss. Draußen auf dem Bürgersteig klatscht mir zur Begrüßung die dampfige New Yorker Luft ins Gesicht. Es ist irgendwie ganz schön schwül und drückend, aber ich stehe auf hoher Luftfeuchtigkeit. Lässt mich an Oregon denken, wo ständig Regen fällt und selbst an heißen Sommertagen weiße Cumuluswolken hoch aufgetürmt am Himmel stehen. Deren Schatten erinnern einen stets daran, dass die Hitze des Sommers vergänglich ist und der Regen nie weit.

In Los Angeles, wo ich jetzt lebe, regnet es so gut wie nie. Und die Hitze dort ist unerbittlich. Allerdings handelt es sich um eine recht trockene Hitze. Die Leute dort nutzen diese Trockenheit ständig als Vorwand für ihre vielen Exzesse in dieser heißen, smoggeplagten Stadt. »Hat zwar weit über vierzig Grad heute«, so sagen sie immer, »aber wenigstens ist es eine trockene Hitze.«

In New York jedenfalls ist die Hitze schwül; als ich endlich bei dem Studio ankomme, das zehn Blocks entfernt auf einem gottverlassenen Abschnitt der West 50 liegt, ist mein Haar, das ich unter einer Mütze versteckt habe, klatschnass. Ich hole eine Zigarette aus der Tasche, und als ich sie anzünden will, merke ich, dass meine Hand zittert. Schon seit ungefähr einem Jahr oder so plagt mich dieses leichte Zittern. Nachdem

man ausgiebige Untersuchungen an mir vorgenommen hatte, meinten die Ärzte nur, es seien einfach die Nerven, und empfahlen mir, es mit Yoga zu versuchen.

Beim Studio wartet Aldous bereits draußen unter dem Vordach auf mich. Er wirft einen Blick auf mich, auf meine Zigarette, wieder auf mein Gesicht. So wie er mich anlotzt, weiß ich genau, dass er gerade überlegt, ob er heute der gute oder der böse Bulle sein will. Dass er sich für den guten Bullen entscheidet, sagt mir, dass ich wirklich grauenvoll aussehen muss.

»Guten Morgen, Sonnenschein«, sagt er bemüht heiter.

»Echt? Was war denn jemals gut an einem Morgen?« Ich gebe mir alle Mühe, es wie einen Witz klingen zu lassen.

»Eigentlich haben wir ja schon Nachmittag. Wir sind spät dran.«

Ich drücke die Kippe aus. Aldous legt mir seine riesige Pranke auf die Schulter, aber überraschenderweise berührt er mich absolut sanft. »Wir brauchen nur eine neue Gitarrenspur auf ›Sugar‹. Nur damit der Song das gewisse Etwas kriegt und die Fans ihn gleich noch mal kaufen.« Er lacht und schüttelt den Kopf, verwundert darüber, was aus dem guten alten Business geworden ist. »Danach hast du dieses Mittagessen mit *Shuffle*, und hinterher, so gegen fünf, das Fotoshooting für diese Fashion-Rocks-Sache in der *Times* mit dem Rest der Band. Dann noch auf ein paar Drinks mit Labelsponsoren, und anschließend geht's für mich ab zum Flughafen. Morgen hast du ein kurzes Meeting mit den PR-Fritzen und dem Merchandising. Lächle einfach, und sag nicht viel. Hinterher bist du auf dich allein gestellt, bis es dann nach London geht.«

Allein? Das Gegenteil von im Schoß der Familie weilen, wenn

alle zusammen sind?, frage ich. Aber nicht laut, nur so zu mir selbst. In letzter Zeit führe ich sowieso die meisten Gespräche mit mir selbst. Wenn ich mir allerdings überlege, was für Quatsch mir so in den Sinn kommt, dann ist es vermutlich besser so.

Dieses Mal aber werde ich so richtig allein sein. Aldous und der Rest der Band brechen schon heute Abend nach England auf. Ich sollte eigentlich ursprünglich denselben Flug nehmen, aber dann stellte ich fest, dass heute Freitag der Dreizehnte ist, also nur über meine Leiche! Ich habe so schon Bammel genug vor dieser verdammten Tour, deshalb will ich es nicht noch schlimmer machen, indem ich am offiziell anerkannten Unglückstag aufbreche. Unser Reisebüro hat mir also einen Flug einen Tag später gebucht. Wir drehen ein Video in London und geben eine Reihe von Interviews, bevor wir unsere Europatournee starten. Ist also nicht so, als würde ich einen Auftritt verpassen; nur eine unbedeutende Vorbesprechung mit dem Regisseur des Videos. Ich habe eh keine Lust, mir einen Vortrag über seine künstlerische Vision anzuhören. Wenn wir mit dem Dreh beginnen, mache ich einfach, was er sagt.

Ich folge Aldous hinein ins Tonstudio und betrete den schallgeschützten Aufnahmerraum, der abgesehen von mir und ein paar Gitarren leer ist. Auf der anderen Seite der Glaswand sitzen der Producer Stim und die Tontechniker. Aldous gesellt sich zu ihnen. »Okay, Adam«, sagt Stim ins Mikro, »nur noch eine Aufnahme von der Bridge und dem Refrain. Damit die Hookline noch ein bisschen eingängiger klingt. Mit der Stimme spielen wir dann beim Mischen noch ein wenig.«

»Hookline. Eingängig. Verstanden.« Ich setze die Kopfhö-

rer auf und schnappe mir meine Gitarre, um sie zu stimmen und mich ein bisschen einzuspielen. Ich bemühe mich, zu ignorieren, dass das, was Aldous vor wenigen Minuten gesagt hat – nämlich dass ich allein sein werde –, jetzt schon zutrifft. Ich befinde mich ganz allein in einem schallisolierten Aufnahmeraum. *Denk bloß nicht darüber nach*, ermahne ich mich selbst. *So nimmt man in einem technisch top ausgestatteten Tonstudio eben auf*. Das einzige Problem ist, dass ich mich vor ein paar Abenden im Madison Square Garden ganz genauso gefühlt habe. Dort oben auf der Bühne, vor achtzehntausend Fans, an der Seite der Leute, die vor langer Zeit so was wie ein Teil meiner Familie waren, fühlte ich mich ebenso allein, wie jetzt hier in dieser Kabine.

Aber mal ehrlich, es könnte schlimmer sein. Ich fange an, zu spielen, die Finger werden lockerer, und dann springe ich von meinem Hocker auf und hämmere und heble an der Gitarre rum, dresche auf sie ein, bis sie kreischt und heult, so wie ich mir das vorstelle. Na ja, zumindest fast so, wie ich es beabsichtigt habe. In diesem Raum befinden sich wahrscheinlich Gitarren im Wert von hunderttausend Dollar, aber keine von denen klingt so gut wie meine gute alte Les Paul Junior – die Gitarre, mit der ich eine Ewigkeit gespielt habe, mit der ich unser erstes Album aufgenommen habe, die Gitarre, die ich in einem Anflug von völliger Verneblung oder Überheblichkeit oder was auch immer für eine Wohltätigkeitsauktion gespendet habe. Keins von den funkelnden, sündteuren Nachfolgemodellen klang jemals wieder so gut oder lag so gut in der Hand wie sie. Aber wenn ich ganz laut aufdrehe, dann vergesse ich das sogar manchmal für ein paar Sekunden.

Wir sind schnell fertig, und Stim und die Tontechniker

schütteln mir die Hand und wünschen mir viel Glück für die Tour, während Aldous mich behutsam zur Tür rausbugsiert und in eine Limousine setzt, die uns blitzschnell die Ninth Avenue runter nach SoHo bringt, in irgendein Hotelrestaurant, das die PR-Leute vom Label für das Interview ausgesucht haben. Kommt mir fast so vor, als würden die denken, dass ich nicht so leicht was ausplaudere oder irgendwas Unpassendes sage, wenn ich mich in einer luxuriösen Umgebung befinde, noch dazu in der Öffentlichkeit. Ich erinnere mich an die guten alten Zeiten, als die Interviewer noch für Fanzines oder Blogs schrieben und eigentlich nichts weiter als Fans waren, die sich in erster Linie über unsere *Musik* unterhalten wollten – und zwar mit uns allen. Meistens waren das ganz normale Gespräche, zu denen jeder seinen Senf beitrug und alle durcheinanderredeten. Damals hab ich mir nie Gedanken darüber gemacht, was ich sage. Heute jedoch befragen die Journalisten mich und die Band getrennt voneinander, fast als wären sie Cops, die mich und meine Komplizen in separaten Zellen festhalten und darauf hoffen, dass wir uns verplappern und uns gegenseitig anschwärzen.

Bevor wir reingehen, brauche ich unbedingt noch eine Zigarette. Deshalb stehen Aldous und ich draußen vor dem Hotel in der grellen Mittagssonne. Eine Menschentraube bildet sich um uns. Die Leute mustern mich, tun aber selbstverständlich so, als würden sie mich gar nicht registrieren. Und genau darin unterscheidet sich New York vom Rest der Welt. Natürlich sind die Leute hier genauso celebritygeil wie anderswo, aber die New Yorker – oder zumindest diejenigen, die sich für weltmännisch halten und gern in Gegenden wie SoHo abhängen –, tun gern so, als wäre ihnen scheißegal, was sie da

sehen, wenn sie dich durch ihre dreihundert Dollar teuren Sonnenbrillen abchecken. Und genauso abschätzig reagieren sie, wenn irgendwelche Ortsfremden gegen diese Regel verstoßen und auf einen zurennen und einen um ein Autogramm bitten, wie gerade eben diese Mädchen in ihren Michigan-College-Sweatshirts. Die drei Snobs, die ganz in unserer Nähe herumstehen, gucken genervt und beobachten die Mädchen. Sie verdrehen die Augen und werfen mir einen mitleidigen Blick zu. Als wären diese *Mädchen* das Problem.

»Wir brauchen eine bessere Tarnung für dich, *Wilde Man*«, meint Aldous, nachdem die Mädchen aufgeregt kichernd davongehuscht sind. Er ist der Einzige, der mich noch so nennen darf. Früher war das mein Spitzname, eine Anspielung auf meinen Nachnamen, Wilde. Aber irgendwann habe ich dann mal ein Hotelzimmer demoliert, und danach wurde ich vor allem in der Regenbogenpresse als »Wilde Man« bekannt.

Und ganz wie gerufen taucht plötzlich ein Fotograf auf. Man kann wirklich nicht länger als drei Minuten vor einem Sternehotel stehen, ohne dass einer von denen aufkreuzt. »Adam! Ist Bryn da drin?« Ein Foto von Bryn und mir wäre natürlich um einiges mehr wert als nur ein Foto von mir allein. Doch als das erste Blitzlicht aufflackert, schiebt Aldous dem Kerl eine Hand vor die Linse und mir eine vors Gesicht.

Während er mich nach drinnen bugsiiert, hält er mich am Arm fest. »Die Journalistin heißt Vanessa LeGrande. Sie ist keine von diesen grauhaarigen Gestalten, die du so sehr hasst. Sie ist jung. Nicht jünger als du, aber so Anfang zwanzig, schätze ich. Bevor man sie für *Shuffle* angeheuert hat, schrieb sie für ein Blog.«

»Für welches Blog denn?«, hake ich nach. Normalerweise

gibt Aldous mir keine detaillierten Infos über meine Interviewer. Es sei denn, er hat einen guten Grund dafür.

»Äh, bin mir nicht ganz sicher. Ich glaub, das war *Gabber*.«

»Oh, Al, das ist doch diese unsäglich beschissene Seite für billigen Klatsch und Tratsch.«

»Aber *Shuffle* ist keine billige Klatschseite. Und wir reden hier von einer Exklusivstory auf der Startseite.«

»Na gut. Meinetwegen«, sage ich und marschiere durch die Tür ins Restaurant. Die Inneneinrichtung besteht aus niedrigen Edelstahl-Glastischen und Ledersofas, genau wie in den unzähligen anderen Läden, in denen ich so verkehre. Diese Restaurants präsentieren sich alle mit einem ungeheuren Anspruch, aber im Grunde genommen sind sie nichts weiter als vollkommen überteuerte und überstylte Versionen der McDonald's-Läden.

»Da hinten sitzt sie, an dem Ecktisch, die Blonde mit den Strähnen«, raunt Aldous mir ins Ohr. »Sie ist echt ganz niedlich. Nicht dass es dir an niedlichen Mädchen mangeln würde. Verdammt, sag Bryn bloß nicht, dass ich das gesagt habe. Okay, vergiss es. Ich warte hier an der Bar.«

Aldous will während des Interviews in meiner Nähe bleiben? Normalerweise ist das ja tatsächlich der Job eines PR-Managers, aber ich habe mich bisher immer strikt geweigert, mich von ihm überwachen zu lassen. Ich muss echt den Eindruck erwecken, als sei ich irgendwie aus dem Lot. »Willst du babysitten, oder was?«, erkundige ich mich.

»Nö. Ich dachte nur, du könntest vielleicht Beistand brauchen.«

Vanessa LeGrande ist tatsächlich ganz süß. Hm, wahrscheinlich wäre der Ausdruck *scharf* passender. Aber ist ja auch

egal. So wie sie sich über die Lippen leckt und ihr Haar zurückwirft, ist mir sofort klar, dass ihr das auch durchaus bewusst ist. Und irgendwie ruiniert das alles. Eine Schlangentätowierung windet sich um ihr Handgelenk, und ich würde unser erstes Platinalbum darauf verwetten, dass sie auch eins von diesen Arschgeweihen trägt. Und tatsächlich, als sie in ihrer Tasche nach dem digitalen Aufnahmegerät sucht, lugt hinten aus dem Bund ihrer tiefsitzenden Jeans ein kleiner tätowierter Pfeil, der nach unten zeigt. *Echt klasse.*

»Hey, Adam.« Vanessa sieht mich verschwörerisch an, so als wären wir alte Kumpel. »Ich muss gestehen, dass ich ein Riesenfan von dir bin. Dank *Collateral Damage* hab ich eine schreckliche Trennung während meines Abschlussjahrs am College überlebt. Vielen Dank dafür.« Sie lächelt mich an.

»Äh, ja, gern geschehen.«

»Und nun möchte ich dir im Gegenzug etwas Gutes tun, indem ich das ultimativste Porträt aller Zeiten über Shooting Star schreibe. Am besten also gleich Butter bei die Fische. Können wir loslegen?«

Butter bei die Fische? Verstehen die Leute eigentlich selbst noch den Müll, den sie den ganzen Tag so verzapfen? Vanessa mag sich ja alle Mühe geben, möglichst cool und frech rüberzukommen; vielleicht hat sie ja vor, mich mit ihrer offenen, ungezwungenen Art für sich zu gewinnen. Womöglich will sie mir aber auch beweisen, dass sie ein ganz normaler Mensch ist. Aber was immer sie auch plant, mich kriegt sie damit nicht. Deshalb antworte ich auch nur mit einem knappen »Klar«.

Sie blättert durch die Seiten eines Moleskine-Notizbuches. »Ich weiß, dass wir eigentlich über *BloodSuckerSunshine* reden sollten ...«, setzt sie an.

Bei diesen Worten runzle ich unwillkürlich die Stirn. Denn genau darum geht es doch, genau darüber wollen wir hier sprechen. Deshalb bin ich ja hier. Nicht, um mich mit ihr anzufreunden. Nicht, um ihr meine intimsten Geheimnisse zu verraten. Nein, es ist Teil meines Jobs, die Alben von Shooting Star zu promoten, sonst nichts.

Vanessa legt nun richtig los. »Bei mir läuft das Album seit Wochen auf Repeat, und das, obwohl ich einen sehr eigenwilligen Musikgeschmack habe und nur schwer zu begeistern bin.« Sie lacht. In der Ferne höre ich, wie Aldous sich räuspert. Ich werfe ihm einen Blick zu. Er trägt ein breites, aufgesetztes Grinsen im Gesicht und reckt mir den Daumen hoch entgegen. Er wirkt einfach lächerlich. Ich wende mich wieder Vanessa zu und zwingen mich, ihr Lächeln zu erwidern. »Aber jetzt, nachdem euer zweites Album auf einem Major Label raus ist und ihr definitiv einen härteren Sound entwickelt habt – darin sind wir uns wohl einig –, möchte ich gern einen Rückblick wagen. Ich möchte eure Entwicklung von der Emocore-Band hin zu den Helden des Agit-Rock, die ihr jetzt seid, nachzeichnen.«

Die Helden des Agit-Rock? Diese ganze selbstverliebte, verfickte Dekonstruktivistenkacke hat mich am Anfang echt total fertiggemacht. Wenn man mich fragt, so schreibe ich ganz einfach Songs: Akkorde und Rhythmen und Texte, Refrains und Bridges und Hooklines. Doch als wir dann bekannter wurden, begannen die Leute, unsere Songs zu analysieren, sie auseinanderzunehmen wie einen Frosch im Biologieunterricht, bis am Ende nichts mehr übrig war als Innereien – winzige Bruchstücke, die vom großen Ganzen nichts mehr erahnen ließen.

Ich verdrehe unmerklich die Augen, aber Vanessa ist sowieso viel zu sehr in ihre Notizen vertieft. »Ich hab mir ein paar Bootlegs von eurem ganz frühen Material angehört. Alles ziemlich poppig, fast schon schmalzig im Vergleich. Und ich hab alles über euch gelesen, was jemals geschrieben wurde, jeden Post in jedem verdammten Blog, jeden Artikel in jedem einzelnen Fanzine. Und alle reden sie von diesem ›schwarzen Loch‹ in Bezug auf Shooting Star, aber keiner vermag es auch nur annähernd zu erklären. Ihr hattet eure kleineren Veröffentlichungen auf Indie-Labels; das lief ganz gut, aber ihr seid zielsicher auf was Größeres zugesteuert. Und dann kam der plötzliche Einbruch. Es gab Gerüchte, ihr hättet euch getrennt. Doch dann kamt ihr mit *Collateral Damage* raus. Zack bumm.« Vanessa macht mit der Faust eine Geste, so als würde etwas explodieren.

Eine dramatische Geste, die zugegeben nicht ganz unberechtigt ist. *Collateral Damage* kam vor zwei Jahren raus, und schon einen Monat nach Veröffentlichung hatte die Single »Animate« die nationalen Charts gestürmt und wurde ein Riesenerfolg. Wir rissen sogar Witze darüber, dass man ja keine Stunde Radio hören könne, ohne davon belästigt zu werden. Und dann schoss auch noch »Bridge« in die Charts, und kurz danach schaffte das komplette Album es unter die besten Alben bei iTunes, woraufhin man es in jedem Wal-Mart im ganzen Land kaufen konnte. Tja, und dann vertrieb es doch tatsächlich Beyoncé von Platz eins der Billboard Charts. Eine Zeit lang schien es so, als hätte sich wirklich jeder zwischen zwölf und vierundzwanzig das Album auf seinen iPod geladen. Und innerhalb weniger Monate schaffte unsere Band es aus der Versenkung bis auf das Cover des Magazins

Time, wir wurden dort sogar als »Nirvana des neuen Millenniums« angepriesen.

Aber das ist ja alles nichts Neues. Es ist bereits über alles berichtet worden, wieder und wieder, bis zum Erbrechen haben sie darüber geschrieben, auch bei *Shuffle*. Ich habe echt keinen blassen Dunst, worauf Vanessa hinauswill. Ein Obertritt an unseren Tisch, um unsere Bestellung aufzunehmen. Vanessa bestellt einen Salat. Und ich ein Bier.

»Weißt du, die meisten scheinen den neuen, härteren Sound auf die Tatsache zurückzuführen, dass *Collateral Damage* von Gus Allen produziert wurde.«

»Klar«, sage ich. »Gus ist ein echter Rocker.«

Vanessa nimmt einen Schluck Wasser. Ich höre, wie ihr Zungenpiercing gegen das Glas klickt. »Aber Gus hat die Texte nicht geschrieben, und die sind ja die Grundlage für das ganze rockige Geschrammel. Du hast sie geschrieben. Diese ganze geballte Power und all die Gefühle. Mir kommt es fast so vor, als wäre *Collateral Damage* das wütendste Album der Dekade.«

»Na ja, vor allem, wenn man sich überlegt, dass wir eigentlich vorhatten, das fröhlichste Album überhaupt zu schreiben.«

Vanessa blickt zu mir auf und kräuselt die Stirn. »Ich hab das als Kompliment gemeint. Das Album hatte eine unglaubliche Wirkung auf eine ganze Menge Leute, mich eingeschlossen. Und genau das ist der Punkt. Alle sind sich einig darin, dass in eurer ›Schwarzes-Loch-Phase‹ irgendwas passiert sein muss. Irgendwann kommt es ja doch raus. Warum reden wir also nicht einfach darüber? Dann behalten wir die Kontrolle über den Informationsfluss. Also, auf wen bezieht sich der ›Kollateralschaden‹?«, fragt sie und zeichnet mit den

Fingern Gänsefüßchen in die Luft. »Was ist mit euch passiert? Oder besser gesagt mit dir?«

Der Kellner serviert Vanessas Salat. Ich bestelle noch ein zweites Bier und gehe nicht auf ihre Frage ein. Ich sage keinen Ton, halte einfach nur den Blick gesenkt. Denn in einem Punkt hat Vanessa tatsächlich recht. Wir kontrollieren den Informationsfluss. In der Anfangszeit hat man uns diese Frage immer wieder gestellt, aber wir gaben nie konkrete Antworten. Immer wieder spricht man uns darauf an, dass es eine Weile gedauert habe, bis wir unseren Sound gefunden, bis wir unsere Songs geschrieben hatten. Mittlerweile aber sind wir groß genug, dass unsere PR-Leute eine Liste an Fragen an die Presse rausgeben können, die absolut tabu sind: die Beziehung zwischen Liz und Sarah, die zwischen Bryn und mir, Mikes frühere Drogenabhängigkeit – und eben das »schwarze Loch« von Shooting Star. Vanessa allerdings scheint dieses Infoblatt nie bekommen zu haben. Ich werfe einen hilfeseuchenden Blick rüber zu Aldous, doch der ist in ein angeregtes Gespräch mit dem Barkeeper vertieft. So viel also zum Thema Beistand.

»Der Titel bezieht sich auf den Krieg«, erkläre ich. »Das haben wir ja bereits in früheren Interviews erklärt.«

»Stimmt«, sagt sie und verdreht die Augen. »Weil eure Texte ja *so was von* politisch sind.«

Vanessa sieht mich aus ihren riesigen babyblauen Augen an. Die typische Journalistenmasche: Sorge für einen Moment betretenen Schweigens, und warte dann darauf, dass das Opfer es mit hemmungslosem Gebrabbel zu füllen sucht. Aber bei mir kommt sie damit nicht durch. Ich kann mein Maul halten, wenn ich will.

Plötzlich wird Vanessas Blick ganz hart und eisig. Mit einem Schlag legt sie ihre freche, kokette Maske ab und wirkt auf einmal knallhart und ehrgeizig. Sie sieht hungrig aus, aber irgendwie ist mir das viel lieber, denn wenigstens ist sie jetzt ganz sie selbst. »Was ist geschehen, Adam? Ich weiß, dass da irgendeine Geschichte dahintersteckt, und zwar die Geschichte von Shooting Star, und ich werde diejenige sein, die als Erste darüber berichtet. Was war der Auslöser dafür, dass aus eurer Indie-Pop-Band ein richtiges Rock-Phänomen wurde?«

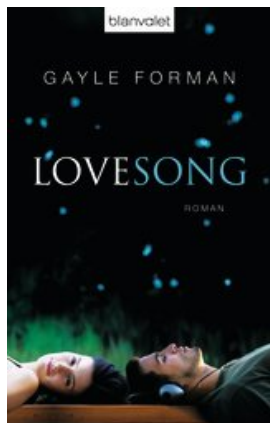
Ich spüre, wie sich mir eine eiskalte Faust hart in den Magen rammt. »Das Leben kam uns dazwischen. Und dann brauchten wir eine Weile, bis wir das neue Material fertig hatten ...«

»Du hast eine Weile gebraucht«, unterbricht Vanessa mich. »Du hast doch die Songs für die beiden letzten Alben geschrieben.«

Ich zucke nur müde mit der Schulter.

»Komm schon, Adam! *Collateral Damage* ist dein Album. Es ist ein Meisterwerk. Du solltest stolz darauf sein. Und ich weiß, dass die Geschichte, die dahintersteckt, die hinter dem Erfolg deiner Band steckt, auch und vor allem deine Geschichte ist. Ein so krasser Entwicklungssprung vom kleinen, unbekanntem Indie-Quartett zum Emo-Punk-Powerhouse in Starbesetzung – das ist alles allein dir zu verdanken. Immerhin hast du bei der Grammy-Verleihung als Einziger von euch den Preis für den besten Song entgegengenommen. Was war das denn für ein Gefühl?«

Total beschissen. »Falls du es vergessen haben solltest: Alle in der Band haben den Preis für die beste Newcomerband gewonnen. Und das ist schon über ein Jahr her.«



Gayle Forman

Lovesong

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37942-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2012

Ein unvergessliches Buch über eine unvergessene Liebe

Das Ende seiner großen Liebe zu Mia droht Adam am Leben zerbrechen zu lassen. Unruhig, leer, ausgebrannt fühlt er sich, trotz seines sensationellen Erfolgs als Rockstar. Als er von einem Konzert erfährt, das Mia, inzwischen gefeierte Cellistin, in New York gibt, will er nur eines: sie wiedersehen. Noch in derselben Nacht finden beide den Mut sich auszusprechen, sich auszusöhnen und sich doch wieder zu trennen, um eigene Wege zu gehen. Da hört er, wie eine Stimme seinen Namen ruft ...